

## Ein „Offener Brief“ von Otto Uttendörfer im März 1945

Einführung  
von Eberhard Bernhard, Bad Boll

Unter älteren Akten der Unitätsdirektion in Bad Boll fand sich ein Brief, den Otto Uttendörfer im März 1945 an seinen ehemaligen Direktionskollegen, Sam Baudert, geschrieben hat, der ihn mit nach Bad Boll nahm. Otto Uttendörfer (1870–1954) war Mitglied der Unitätsdirektion in Herrnhut (1919–1937). Vorher war er nach seinem Theologiestudium in Gnadenfeld und einer anschließenden Studienzeit in Göttingen in den Schulen der Brüdergemeine tätig, am Schluß als letzter Rektor des dann geschlossenen Lehrerseminars in Niesky. Im hohen Alter, 1950, bekam er sowohl den Ehrendoktor der philosophischen Fakultät Berlin als auch der theologischen Fakultät in Marburg. Seine Studien galten einerseits dem Grafen Zinzendorf. Nach umfangreichen Studien der gedruckten und besonders auch der handschriftlichen Quellen gibt es kaum ein Gebiet im Leben und Wirken des Grafen, über das er kein Buch veröffentlicht hat. Im ganzen waren es 11 Bücher. Die größte Bedeutung dieses umfangreichen literarischen Schaffens liegt wohl darin, daß er in den vielen Zitaten in seinen Büchern die Quellen nutzbar gemacht und unter jeweils anderen Gesichtspunkten geordnet hat. Am bedeutendsten ist sein letztes großes Werk "Zinzendorf und die Mystik". (1950).

Gleichzeitig forschte er auf dem Gebiet der Botanik und der Ornithologie und gab auch hier Bücher heraus, die für die Wissenschaft grundlegende Bedeutung hatten. Weltruf verschaffte ihm sein 1933 erschienenes Werk: "Die Ernährung der deutschen Raubvögel und Eulen und ihre Bedeutung in der heimischen Natur".

In der Zeit seiner Mitarbeit in der Unitätsdirektion war er Finanzdezernent. Sie umfaßte das Ende des ersten Weltkrieges, die Inflation, die Weltwirtschaftskrise mit ihren auch für die Firmen der Brüder-Unität schwerwiegenden Folgen und schließlich die ersten vier Jahre des "Dritten Reiches". Welche Probleme gerade auf dem Gebiet der Finanzverwaltung der Unität in dieser Zeit zu meistern waren, wird jedem deutlich sein, der sie bewußt miterlebte. In seinen in hohem Alter diktierten Berichten über seine Tätigkeit, die erst sechs Jahre nach seinem Tod gelesen werden durften, stellte er fest, daß die Unität die Inflation verhältnismäßig glimpflich überstanden habe. Folgeschwerer seien die zum Teil selbstverschuldeten Verluste in der nachfolgenden Zeit gewesen. Lebensgefährlich für die Brüdergemeine war im Dritten Reich eine Steuerpolitik, die zum Ruin des Geschäftswerkes hätte führen können. Hier war die Rettung der Schriftwechsel eines anglikanischen Bischofs mit dem damaligen Finanzminister Graf von Schwerin-Krosigk, der dann seinerseits für mehrere Jahre eine wirksame Steuerer-

mäßigung verfügte. In die Zeit der Tätigkeit Otto Uttendörfers fällt auch der Einkauf aller beamteten Mitarbeiter im Kirchen- und Schuldienst in die deutsche Angestelltenversicherung. Damit wurde eine Grundlage der Altersversorgung geschaffen, die der Unität auch über die zweite Inflation hinweghalf und in den 70er Jahren zum Vorbild verschiedener Landeskirchen wurde.

Daß Otto Uttendörfer in dieser Zeit immer stärker zu einem Mahner für sparsamste Haushaltung wurde, mag verständlich sein, doch nicht immer verständlich waren die Maßnahmen, die er daraus traf. Sein Grundsatz war, daß jede Arbeit der Unität sich selbst tragen müsse. War das nicht möglich, so wurden auch alte traditionsreiche Institutionen aufgelöst. Es war die Zeit des Sterbens der Sozietäten in den deutschen Städten.

Das 1925 abgebrannte Witwenhaus in Herrnhut wurde zwar unter seiner Verantwortung unter Wegfall der breiten Gänge des alten Chorhauses so wieder aufgebaut, so daß es wesentlich mehr Wohnraum bot, doch die sanitären Anlagen des 18. Jahrhunderts erstanden wieder. (Andere der Unität gehörende Wohnhäuser hatten damals schon seit über 10 Jahren Bad und WC).

Uttendörfers besondere Sorge galt dem Erhalt der Ortsgemeinen als Handwerker-siedlungen. Er bemühte sich, bestehende Betriebe zu erhalten und zu unterstützen. Seine Verantwortung für das Schulwerk bezog sich nicht nur auf seine Finanzierung, sondern ihm galt bis ans Ende seiner Dienstzeit sein besonderes Interesse. An die zwei Jahre, die ich noch unter ihm als Mitdirektor der Knabenanstalt in Königsfeld tätig war, denke ich mit gemischten Gefühlen zurück. Der Direktor von Montmirail hatte mir erzählt, es sei wichtig, bei einem Schulbesuch Bruder Uttendörfers Gewölle von Raubvögeln vorzulegen. Er sei dann so beschäftigt, daß man keine Furcht mehr vor seinen kritischen Fragen zu haben brauchte. Ich ließ nach Ankündigung seines Besuches meine Jungen Gewölle sammeln, aber Otto Uttendörfer stellte fest, daß es Fuchslosungen waren.

Den Mitarbeitern, nicht nur in seinem speziellen Verantwortungsbereich, war er wohl ein kritischer, aber auch sehr einfühlsamer Vorgesetzter in seiner Eigenschaft als Unitätsdirektor. Wer ihm, wie ich, in schwieriger Situation als Seelsorger erlebte, der konnte auch Härten ertragen, die das Zusammenleben mit ihm sonst hätten belasten können.

Über seine Stellung zum Nationalsozialismus waren wir damals junge Gemeindendiener uns nicht im klaren. Ich jedenfalls entsinne mich keiner klaren Wegweisung und Hilfestellung, aber auch keiner Propaganda für diese Weltanschauung. Vielleicht war die Haltung Otto Uttendörfers von seiner Verantwortung für so viele Menschen und für die Werke der Gemeinde bestimmt, die ihn zur Vorsicht mahnte.

Zum Inhalt des "offenen Briefes".

von Hans-Walter Erbe, Stegen-Eschbach

Entscheidend für den Inhalt des Briefes ist sein Datum: März 1945. Herrnhut bestand noch unbeschädigt als der bezaubernd stilvolle Ort. Niemand ahnte, daß es Wochen später ein rauchender Trümmerhaufen sein würde, die Bewohner zum großen Teil geflohen, in Wäldern versteckt oder für immer weithin verstreut. Aber der ganze Druck der letzten Kriegswochen lag auf den Menschen. Der Fünfundsiebzigjährige, längst nicht mehr im Amt, lebte in seiner Wohnung in der Zittauer Straße, in seinem verrauchten Arbeitszimmer wie ein Mönch in seiner Zelle, unermüdlich am Schreibtisch arbeitend, und dabei doch hellwach an den Ereignissen teilnehmend. Daß ein solcher Mann noch im März 1945 schreiben konnte "selbst bei befriedigendem Ausgang des Krieges ..." sollte man nicht mit dem Wissen des Späterlebenden belächeln, sondern eher über eine solche Äußerung eines hochintelligenten damals Mitlebenden meditieren.

Otto Uttendörfer gibt zunächst einen geschichtlichen Rückblick über die innere Entwicklung der Brüdergemeine in den letzten hundert Jahren. Auch das gehört zum geistigen Stil, daß auch in der andrängenden Gegenwart der Überblick nicht verloren wird, daß auch das Aktuelle in einen großen Zusammenhang gestellt wird. Dieser Rückblick ist freilich keine erbauliche Geschichtsbetrachtung, sondern ist von schonungsloser Härte. Uttendörfer war ein harter Kritiker bis zum Zynismus, der aber immer überlegenes Niveau hatte. Wieweit die gegebene Darstellung standhält, müßte einmal in einer historischen Untersuchung überprüft werden. Es gibt noch keine Geschichte der Brüdergemeine im 19. Jahrhundert. Aber gerade dieser Reflex der geschichtlichen Wandlungen im Spiegel eines leidenschaftlich Beteiligten gibt der Darstellung den Charakter ungeschminkter, persönlich gefärbter Wahrhaftigkeit.

Uttendörfer hat in aller Klarheit gesehen, daß die "Ortsgemeine", sein Lieblingskind, als soziologisches und wirtschaftliches Gebilde zum Problem für den künftigen Bestand der Brüdergemeine wurde. Er hat darüber weniger philosophiert oder theologisiert sondern hat vielmehr zum Zwecke ihrer Erhaltung tatkräftig gehandelt. Ob das der Weg war, der in die Zukunft führte, ist diskutabel; aber er hatte eine Konzeption und handelte danach.

Mancher Leser wird vermissen, daß so wenig vom Nationalsozialismus gesagt wird. Auch dafür ist dieser Brief ein Dokument. Die Politisierung des gesamten, auch des geistigen Lebens, und zwar durch alle Schichten, nicht nur bei den spezifisch Engagierten, hat erst in den 1950er Jahren eingesetzt, - unvorstellbar für einen Vertreter der heutigen Generation,

daß die politischen Ereignisse, so aufdringlich, erschreckend und fatal sie waren, nicht unbedingt im Zentrum des inneren Interesses standen, sondern daß sie vielfach eher am Rande unter Vorbehalt ertragen wurden. Der Schlußteil des Briefes steht unter einem ganz anderen Zeichen, und man spürt hier das innere Engagement. Es handelt sich um das Verhältnis der Brüdergemeine zur Kirche, und darin werden die Zwischentöne hörbar, die dieses Verhältnis zu einem inneren Problem, ja, zu einer Gewissensfrage damals gemacht haben.

Umso eindrücklicher ist das, was zwischen den Zeilen steht und in dem Brief nur hier und da leise angedeutet wird: dieser Mann, der in seinem äußeren Auftreten wie ein kauziger Eigenbrötler wirkte, den man am Sonntag kaum je in der Kirche sah, lebte in einer schlichten, selbstverständlichen, sozusagen altherrnhutischen Frömmigkeit.

Herrnhut, im März 1945

Lieber Bruder,

Die letzte Unterhaltung, die ich mit Dir hatte, und bald darauf eine zweite mit einem anderen Bruder haben mich angeregt, meine dabei gestreiften Gedanken etwas ausführlicher darzulegen, und zwar wähle ich zu diesem Zweck die literarische Form des offenen Briefes.

Ich gehe allerdings zögernd an diese Aufgabe. Erstens ist es nämlich schwer, das Rechte in verhältnismäßiger Kürze zu sagen. Zweitens aber erscheint es vermessen, gerade jetzt, wo alles so unsicher ist, Ausführungen über Vergangenheit und Gegenwart, Schwierigkeiten und Aufgaben der Deutschen Brüder-Unität zu machen. Es ist selbstverständlich vielmehr jetzt die erste Pflicht, sich von Tag zu Tag führen zu lassen und immer von neuem zu lernen, was uns Gott jetzt durch sein Gericht über uns selbst, unsre Kirche, unser Volk und die ganze Welt sagen will. Und doch sind unter dieser Voraussetzung auch Zukunftsgedanken nicht sinnlos. Sagt doch Zinzendorf einmal: Die Gnade wickelt aus die schwersten Sachen. Wenn aber der Gerechte keinen Plan hat, kann ihm die Gnade auch nichts auswickeln.

Um meine Gedanken verständlicher zu machen, will ich aber zunächst einmal meine Auffassung über die innere Geschichte unserer Gemeine während der letzten hundert Jahre darlegen. Gerade darüber habe ich nämlich schon lange gründliche Überlegungen angestellt.

Einen deutlichen Einschnitt hat ja da bekanntermaßen die so still und bescheiden verlaufene Erweckung im Pädagogium von 1841 gemacht. Denn durch sie erhielt die Gemeine eine Anzahl Diener, die in ihrem Leben einmal ganz von Christus ergriffen waren, zum Unterschied von den gemüthlichen, Anekdoten erzählenden Dienern, wie sie mein Vater (geboren 1834) seiner Aussage nach noch in seiner Jugend gekannt hat. Und im Zusammenhang damit wurde unserm Seminar in der Theologie von Hermann Plitt eine Lehrweise geschenkt, die das Erbe Zinzendorfs mit guten rechtgläubigen Traditionen in einer für damals geeigneten Weise verknüpfte. Indes ist zu bemerken, daß sich die Wirkungen dieser Erweckungen auch später nicht sonderlich stark auf das Bürgertum ausgebreitet haben. Die Zustände nämlich, die ich in meiner Ju-

gend in Gnadenfeld, Herrnhut und teils auch noch in Christiansfeld gesehen habe, waren zwar besser als früher, wo sie teilweise sehr schlimm gewesen sein müssen, aber bei ungebrochener kirchlicher Sitte doch keineswegs erfreulich. Bruder Henri Roy hat genau so geurteilt, nur Niesky war durch Wunderling wesentlich besser.

Der nächste Einschnitt, unter dessen Einwirkung wir Älteren ja noch alle gestanden haben, war dann der Einbruch der modernen Theologie in das theologische Seminar, der mit der Persönlichkeit von Gustav Claß verknüpft ist, vom Jahr 1868 ab. Und der dadurch entstandene Konflikt führte dazu, daß die Behörde den denkbar größten Fehler gemacht hat, indem sie Claß 1872 aus dem Gemeindedienst entließ. Denn seine tief fromme, lautere und pädagogisch wie seelsorgerlich einzigartig begabte Persönlichkeit hätte diese unvermeidliche Geistesbewegung doch wohl in die rechten Bahnen zu lenken vermocht. Sie war nämlich in der Tat gänzlich unvermeidlich, denn Plitt war geistig stehengeblieben und hatte mit einem Schlag seinen früher so großen Einfluß auf die Studenten verloren. Indem aber die Behörde den Studenten diejenigen Führer nahm, die sie verstanden, wurden sie führerlos und dadurch selbstverständlich radikaler. Und sie kämpften sich nun, vom Mißtrauen der Behörde und der Gemeinde begleitet, entweder wie Hermann Bauer selbständig zu einem intuitiven Verständnis des Brüdertums durch oder wandten sich auf eigene Faust der historisch-kritischen Ritschlschen Theologie zu, ja manche verloren schließlich den Zusammenhang mit der Theologie überhaupt. Daher sah sich die Behörde genötigt, nach verschiedenen vergeblichen Versuchen dem Seminar modern gerichtete Dozenten zu geben. Damit war aber die brennende Frage keineswegs gelöst. Unsere Lehrer am Seminar waren nämlich Persönlichkeiten von echt brüderischer und uns vorbildlicher Frömmigkeit, ihre Theologie aber paßte zum Brüdertum in keiner Weise. Ihre Vorlesungen befriedigten uns also verstandesmäßig mehr oder minder, förderten uns aber theologisch und innerlich wenig, und das empfanden wir auch, und das starke Abströmen ins Erziehungswerk, das Roy oft beklagt hat, war wohl sehr dadurch begründet.

Für die Wirksamkeit der Gemeinde nach außen machte sich diese innere Krisis indes begreiflicherweise zunächst noch nicht geltend. Das Diasporawerk war trotz mancher Mängel vielmehr noch ungestört, und unsre Predigt in den großen Städten hatte noch starken Einfluß. Das begann aber anders zu werden, als durch Angriffe von außen der sogenannte Abfall der Brüdergemeinde offenbar und auf der Lehrsynode von 1897 zum erstenmal gründlich erörtert wurde. Durch das von nun an sich ausbreitende Mißtrauen ist wohl ohne Frage unser Diasporawerk innerlich unterhöhlt worden, und so ging uns zum Beispiel der Adel, der so lange unter unserm Einfluß gestanden hatte, verloren. Ganz unberechtigt waren aber diese Bedenken der frommen Kreise nicht, indem unsrer historischen Theologie der mystische Zug des Umgangs mit dem Heiland zu mangeln begann. Immerhin erwies sich die Übereinstimmung in der Frömmigkeit auf der Synode von 1897 noch so stark, daß trotz aller theologischen Differenzen eine Einigung zustande kommen und jahrelang Bestand haben konnte.

Der Höhepunkt der Krisis trat vielmehr erst 1907 auf der zweiten Lehrsynode, also rund vierzig Jahre nach ihrem Anfang ein. Inzwischen war näm-

lich die Gemeinschaftsbewegung in die Gemeinde eingedrungen und hatte zwar nicht wenige Laienkreise erfreulich belebt und auch moralische Mißstände unter ihnen beseitigen helfen, ihnen aber eine einseitige biblizistische Frömmigkeit vermittelt, die wenig von Zinzendorfs Freiheit hatte. Und sie hatten in mehreren älteren Theologen starre Führer gefunden. Daher mußte die Synode als Ergebnis ihrer Verhandlungen feststellen, daß menschlichem Ermessen nach ein Weg zur Verständigung nicht zu sehen sei.

Aber gerade dieses offene Bekenntnis hat den Weg zur Hilfe gezeigt. Zu einer Erweckung, wie sie uns Bruder Rondthaler gewünscht hat, ist es im eigentlichen Sinn zwar nicht gekommen. Aber unter dem erschreckenden Eindruck des Ausklangs der Synode von 1907 empfanden doch viele Theologen und fromme Laien das Bedürfnis, einander innerlich näher zu kommen, und das hat bald Früchte getragen. Außerdem aber begann sich eine theologische Wende vorzubereiten, wofür die Entwicklung Jensens und dann Gerhard Reichels die ersten Beispiele sind, wenn sie sich bei diesen beiden auch nicht ohne innerlichen Bruch vollziehen konnte. Daneben aber entwickelte sich mehr in der Stille bei den jüngeren Dozenten und den Studenten eine theologische und religiöse Umstimmung, die ohne menschliches Zutun ungesucht und unauffällig zu einer mit dem Brüdertum verträglichen Lehrweise zurückkehrte, und damit war ein Gesundungsprozeß eingeleitet, für den wir nicht dankbar genug sein können. So war zum Beispiel die nähere Verbindung des theologischen Seminars mit der Bibelschule jetzt möglich, die früher ganz undenkbar gewesen wäre.

So traten wir verhältnismäßig gut gerüstet in die Zeit ein, wo seit 1933 die evangelische Kirche durch schwere Wirren erschüttert wurde, und es dürfte uns geschenkt worden sein, damals den rechten Standpunkt einzunehmen. Das zeigte sich auch darin, daß wir im Warthe-Netzbruch, in Zwickau, Liegnitz und auf merkwürdigen Umwegen auch in Roßbach Anziehungskraft ausgeübt haben, was in Bezug auf ganze Gruppen seit langer Zeit nicht mehr geschehen war.

Damit wäre meine Darstellung schon ein wenig über den Zeitpunkt meines Eintritts in den Ruhestand hinausgekommen, und das veranlaßt mich, hier zwei Betrachtungen einzuschieben, die mir im Rückblick auf mein Amt wichtig geworden sind.

1.: Als Finanzdezernent war ich veranlaßt, häufige Besuche in den Gemeinden, Anstalten und Chorhäusern zu machen. Naturgemäß blieb aber dabei wenig Zeit übrig, mich außerdem um innere Fragen zu kümmern. Trotzdem war ich aber, und zwar obwohl dieses Amt damals in der Deutschen Unitätsdirektion in guten Händen lag, immer wieder einmal gezwungen, dies doch zu tun, und dasselbe war in meiner Eigenschaft als Vorstand des Gewerbebunds der Fall. Es trat mir nämlich im Bürgertum da und dort viel Nachlässigkeit und Pflichtvergessenheit entgegen, und manche schweren Fälle konnten trotz aller Bemühungen nicht wirksam bekämpft werden. Viel schwerer aber waren die Feindschaften, denen ich in Gemeinden und Anstalten manchmal entgegenzutreten hatte. Hier war zuweilen ein annähernd aussichtsloser Kampf immer von neuem bis an die Grenze meiner Kräfte zu führen. Und dabei war ich nach Lage meines Amts gar nicht einmal instande, den vielfach verborgenen Feindschaften, die seit langer Zeit in manchen unserer Gemeinden steckten, nachzugehen, und habe überhaupt nur einen kleinen Teil

der Nöte sehen können. Gerade in der Gemeinde, die ich seit meiner Jugend am besten kenne, dürfte es zum Beispiel kaum ein Haus geben, in dem sich nicht in den vergangenen Jahrzehnten eine schwere Tragödie äußerer oder innerer Art abgespielt hat. Das alles aber deutet meiner Meinung nach nicht auf einen besonderen Tiefstand unsrer Gemeinden oder Anstalten, sondern ist gleichsam nur ein Beispiel dafür, daß auch in der Christenheit und auch unter wirklich frommen Leuten das Böse noch sehr tief sitzt und außerordentliche Kraft hat. Und daraus ergibt sich weiter, daß die Bildung von lebendigen Gemeinden nie allein durch die Predigt erreicht werden kann, sondern daß sie durch intensive persönliche Seelsorge unterstützt werden muß und daß es die Aufgabe jedes Predigers auch kleiner Gemeinden sein muß, sich hierfür Hilfskräfte heranzuziehen. Die Nöte sind nämlich, ich denke noch jetzt an manche Amtserfahrungen mit tiefer Erschütterung, in einzelnen Fällen ungeheuer groß und erfordern ein Maß von Liebe, Geduld und Glauben, das man nicht immer zur Hand hat, und so wird man stets fühlen, daß man viel schuldig geblieben ist, zuweilen übrigens auch dadurch, daß man manchen Mißständen nicht früher ein Ende gemacht hat.

2. : Unsere Zusammenarbeit in der Deutschen Unitätsdirektion während der Zeit meines Amtes war gut. Sie war nicht durch persönliche Gegensätze getrübt, und außerdem ist es uns gegeben gewesen, wichtige Fragen gemeinsam so zu behandeln, daß wir sie so lange überlegt haben, bis sich eine einheitliche Überzeugung gebildet hatte. So war die abschließende Abstimmung dann nur Formsache. Trotzdem ist es mir aber wohl erst beim Rückblick klar geworden, daß uns Wichtiges mehr oder minder gefehlt hat. Wir dürften nämlich versäumt haben, über die laufenden amtlichen Notwendigkeiten hinaus zuweilen Betrachtungen über die innere Zeitlage, über die theologischen Strömungen der Gegenwart, über das Wesen und viele Aufgaben der Gemeinde und über grundsätzliche Fragen der Seelsorge anzustellen und so unsre Arbeit zu vertiefen und innerlich zu vereinheitlichen. Und soweit das der Fall war, ist das ein großer Mangel gewesen. Sagt doch Schrautenbach mit Recht über Zinzendorfs Bedeutung, er habe Ideen geäußert, und in der Tat wird das Ganze durch lebendige Ideen mehr zusammengehalten als durch alles andere.

Ein großes Unglück aber setzte dadurch ein, daß uns das Erziehungswerk Schritt für Schritt genommen wurde und zwar schließlich gleichzeitig das Pädagogium, die Knabenanstalt Königsfeld und die Mädchenanstalt Neudietendorf und zwar gerade zu einem Zeitpunkt innerster schönster Blüte. Die Schwere dieses Schlags ist kaum auszudenken. Für vielen Nachwuchs fällt damit die Anstellungsmöglichkeit in der Gemeinde weg, und unsre schon so große Zerstreung muß dadurch noch größer werden. Die Erziehung unsrer eignen Kinder wird dadurch immer schwieriger, und eine Arbeitsgelegenheit wichtigster Art ist uns entzogen. Vor allem aber erscheinen mehrere kleine Ortsgemeinden (Gnadau, Kleinwelka, Gnadenberg) auf die Dauer ohne die Anstalten kaum denkbar.

Das führt auf die Lage unsrer Ortsgemeinden überhaupt, sie sind nun einmal unsre wichtigsten Stützpunkte, und solche sind nötig, wie Zinzendorf bereits 1729 geschrieben hat; Gib mir einen Stützpunkt, und ich werde die Welt bewegen. Als Handwerkerkolonien gegründet, mußten diese Ortsgemeinden aber klein bleiben, wo nicht wie in Herrnhut und später in Niesky besonders

günstige Verhältnisse vorlagen. Ja sie mußten eher abnehmen, weil viele Handwerke durch die industrielle Entwicklung einfach verschwunden sind. Daher sind die meisten Ortsgemeinen man kann fast sagen Kunstprodukte, die auf sich selbst gestellt nicht einmal ein Gemeindienerehepaar unterhalten könnten. Daher sind sie in der Zeit der Finanznöte der Gesamtheit wohl zu sehr beansprucht worden, man hätte sie vielmehr stärker stützen sollen. Indes ist dies sehr schwierig. Gesinnungsverwandte Gewerbetreibende anzusiedeln ist uns - ich hatte hier ausgezeichnete Mitarbeiter aus dem praktischen Leben - nur ganz ausnahmsweise gelungen. Kleinbetriebe der Gesamtheit verstreut in den kleinen Gemeinen anzulegen ist fast immer mit finanziellen Verlusten verbunden und macht obendrein dem selbständigen Bürgertum Konkurrenz. Und so hat es schon eine Synode vor etwa hundert Jahren ausgesprochen: Die Ortsgemeinen sind unser Kreuz, aber sie hat hinzugefügt; und unsre Krone. Denn trotz ihrer äußeren Schwäche und ihrer oft sehr großen inneren Mängel haben sie doch durch ihr bloßes Dasein und dann auch als Arbeitsmittelpunkte gewirkt und daher erfordern sie eine jede in ihrer Art die eingehendste Pflege sowohl um unseres Bestandes als um unserer Aufgaben willen.

Und nun ist die Not unendlich viel größer geworden. Mehrere Gemeinen haben schwerste Bombenschäden erlitten. Die meisten schlesischen Gemeinen sind evakuiert oder gar in Feindeshand, und ihre Mitglieder sind zerstreut, und von dem Schicksal unsrer Gemeinde Neuwied haben wir gegenwärtig überhaupt keine Nachricht. Und damit sind zugleich die wichtigsten Einnahmequellen unseres kirchlichen Haushalts geschädigt, ja vielleicht vernichtet. Kurz, unser äußerer Bestand ist bis an seine Wurzeln erschüttert und selbst bei befriedigendem Ausgang des Krieges werden wir sehen, daß wir überaus arm geworden sind, und das in einem gänzlich verarmten Lande, wo die Verdienstmöglichkeiten naturgemäß auf das Äußerste eingeschränkt sein müssen.

Grundsätzlich muß hier aber gesagt werden, daß nach den Erfahrungen des Reiches Gottes und gerade auch nach denen der Anfänge Herrnhuts auch nur ganz wenige, aber dem Heiland ganz hingeebene Menschen immer wieder einen neuen Anfang haben machen dürfen. Und dabei kommt es nicht auf die eigenen Vorzüge an, waren doch die Mängel Herrnhuts in seiner Anfangszeit außerordentlich groß, und doch hat es so weitreichend gewirkt, weil es sich ganz in den Dienst des Heilands zu stellen bestrebt war.

Wenn wir aber jetzt in dieser so überaus unsicheren Zeit wagen wollen, uns mit allem Vorbehalt die Frage zu beantworten, welche praktischen Maßnahmen für unsre Gemeinde wohl nötig sein dürften, so liegt auch mir das Urteil nahe, daß nach der ganzen kirchenpolitischen Lage sowohl als auch wegen der schweren Schädigungen unsrer wirtschaftlichen Selbständigkeit ein näherer Anschluß an kirchlich-lebendige Kreise für uns das Gewiesene sein dürfte. Wir müssen dabei allerdings bedenken, daß uns dadurch die Verbindung mit unsern nichtdeutschen Zweigen vielleicht erschwert werden dürfte. Doch wer will das sicher beurteilen?

Dagegen läßt sich unser bisheriges Verhältnis zur Landeskirche oder besser zu den Landeskirchen recht genau darstellen, und da ist das Eigenartige, daß es sich seit den Anfangszeiten sehr wenig geändert hat. In Sachsen ist es die längste Zeit friedlich schiedlich geblieben, formell eingeordnet und



doch selbständig. In Schlesien dagegen waren die Beziehungen infolge von Fehlern, die gleich am Anfang in Zinzendorfs Abwesenheit gemacht worden waren, vielfach wesentlich schlechter. In Neudietendorf sind sogar die nicht-brüderischen unter den Ortsewohnern mit eingepfarrt und nach gleichem Muster ist man in Königsfeld verfahren. Doch ist dabei merkwürdig, daß dadurch ein näherer Zusammenschluß beider Gruppen nicht zustande gekommen ist, und das kommt, wie ein ernster Laienbruder in Neudietendorf oft betont hat, von der Exklusivität der Brüderischen her. In der Tat ist eine Art Sektenhochmut oft ein mehr oder minder schwerer Fehler in unsern Ortsgemeinen gewesen. Man braucht da nur an Gnadenfrei zu denken, wo selbst die in Peila wohnenden Gemeinmitglieder nicht für voll galten, und an Berlin zu einer Zeit, die ich noch erlebt habe. Selbst dorthin gezogene Geschwister aus anderen Gemeinen gehörten eben nicht zu Wilhelmstraße Nr. 7. Teilweise kam das natürlich daher, daß die Gemeinmitglieder besser gebildet waren und sozial höher standen, und das hat selbst in Gnadenfeld trotz des gemeinsamen Gegensatzes gegen den Katholizismus geradezu zu Haß vieler Landeskirchlichen gegen die doch sehr biederen Gnadenfelder Brüder geführt. Auch hat mir einmal Bruder Hübner aus Gnadenberg, der gewiß nicht hochmütig war, gesagt, die Fleischermeister der Gegend duzten sich alle, aber mit ihm deswegen nicht, weil er hochdeutsch spreche. Dies möge genügen, um zu zeigen, wieviele Hemmungen zu überwinden wären, und zwar von innen her, wenn mehr Verbindung in gesundem Sinn hergestellt werden soll.

Doch muß ich diese Frage noch persönlicher erörtern. Man kann gemeinsam davon überzeugt sein, daß etwas Derartiges nötig sein dürfte, und doch dabei sehr verschiedene Empfindungen haben. Der Eine hat vielleicht auf Grund seiner amtlichen Aufgaben lange und gern mit landeskirchlichen Kreisen zusammen gearbeitet. Ich aber habe damit zwar auch zu tun gehabt, aber bei meiner zurückgezogenen Art, die eine gewisse Befangenheit dabei nie loswerden konnte, nie recht gern, und ich bin auch trotz manches freundlichen Entgegenkommens da nicht recht warm geworden. Doch ist das ein rein persönlicher Mangel. Entscheidend ist vielmehr, daß ich dabei meist sehr Unerfreuliches erlebt habe. Zuerst den vergeblichen Kampf des hochbedeutenden und ehrwürdigen Generalsuperintendenten Zöllner gegen die Bürokratie des preußischen Oberkirchenrats, der nie begreifen wollte, daß evangelische Schulen nötig seien, und dann seine abstoßende Behandlung durch die schroffe Richtung der Bekenntniskirche, die ihm doch keinen anderen Vorwurf machen konnte, als daß er die evangelische Kirche einigen wollte. Das sind Eindrücke, die man nicht so leicht vergißt. So erschien mir die Landeskirche stets als etwas sehr Unvollkommenes, das heißt als eine Lehrkirche mit Vernachlässigung der Liturgie, der Seelsorge und der Gemeindeorganisation, vor allem aber ohne die Erfahrung des 13. August und die Tropenidee. Und es hat sich ja auch in weitem Umfang gezeigt, wie wenig Wurzeln sie im Volk hatte. Den Typus des Pastors aber, Oberlehrer mit Beisatz von etwas Salbung, habe ich gegenüber dem des schlichten Gemeinleiters stets abgelehnt. Der Typus des katholischen Priesters hat da mehr Sinn.

Wenn also der Geheimrat Jeremias vor kurzer Zeit einmal zu mir gesagt hat: Das wird ein Geistesfrühling werden, wenn einmal die Brüdergemeinde

an den Wiederaufbau der evangelischen Kirche mitarbeiten wird, so liegt darin zwar einerseits ein außerordentliches Vertrauen, andererseits kann man aber nur mit Beschämung und Zittern daran denken, wie wir bei unsrer Kleinheit und Schwäche an diese so unendlich nötige und große Aufgabe gehen sollten.

Doch gilt es, diese Fragen konkreter zu stellen, und da hast Du, um die Idee zu begründen, daß wir uns an die kirchlich lebendigen Kreise anschließen sollten, gesagt, Du wüßtest keinen brüderischen Gedanken, der nicht auch bei ihnen vertreten würde. Du hast das aber sogleich eingeschränkt, indem Du hinzufügest: Abgesehen von unserem Liturgikum, das heißt von unserem Gesangbuch und der Art unserer liturgischen Versammlungen, besonders der Abendmahlsfeier. Und darin liegt in der Tat sehr viel mehr, als in unserer kurzen Unterhaltung zum Ausdruck kommen konnte, nämlich die grundlegende Tatsache, daß Zinzendorfs Hauptbedeutung darin bestanden haben dürfte, die historische Religion, den Glauben an den geschichtlichen Christus, mit der Mystik, das heißt mit der Idee des unmittelbaren Umgangs mit dem Heiland verbunden zu haben. War doch damit die Gefahr einer rein verstandesmäßigen Auffassung des Christentums gebannt und das Wesen der Frömmigkeit in das Gemüt verwiesen. Aber freilich hat der Einbruch der modernen historischen Theologie die große Not mit sich gebracht, daß wir diese Seite selbst nicht mehr genug verstanden haben, und noch Eberhard und selbst Bettermann neigen dazu, Zinzendorf zu einseitig als Lutheraner zu erfassen, während er selbst klar betont hat, daß das Luthertum der Gemeinde mit Enthusiasmus verbunden sei. Seine Hauptnachwirkungen liegen ja auch bei Schleiermacher und der Romantik. Und hier haben wir wohl noch nicht genügend umgelernt. Unsere jetzige Predigtweise, so warm, echt und lebensnah sie ist, entbehrt wohl noch vielfach der charakteristischen Prägung, und erst vor kurzem hat mir der junge Nielsen auf Grund seiner persönlichen Erfahrung aufs Eindrücklichste gesagt, was für eine Bedeutung für ihn die starke Beschäftigung mit den ursprünglichen Gedanken Zinzendorfs gehabt habe. Auch mit mehreren anderen Brüdern verstehe ich mich in dieser Hinsicht durchaus gut. Auch bin ich hier nicht dem Pessimismus geneigt, hat doch das Leben in den Schätzen unseres Gesangbuchs immer wieder dazu verholfen, uns bei echt brüderischer Frömmigkeit zu erhalten, und so hat schon vor vielen Jahren mein Vater einmal zu einem damals jungen Theologen gesagt: Du predigst modern, betest brüderisch.

Die Richtigkeit meiner Auffassung zeigt sich auch in dem Geisteskampf der Gegenwart. Da ist nämlich klar zu erkennen, was vielen an der üblichen Theologie und Frömmigkeit gefehlt hat, indem sie sich aus der nur allzu verstandesmäßigen und obendrein durch die Kritik zersetzten historischen Religion einseitig in die Mystik geflüchtet haben und dadurch in Gegensatz zum Christentum geraten sind. Eine mit Mystik verknüpfte Frömmigkeit hätte wohl manche vor Abfall bewahrt.

Daß wir von diesen Überlegungen aus die Art der Ausbildung unserer Diener ändern müssen, sei hier nur angedeutet. Brauchen wir doch nicht bloß Schriftgelehrte, sondern auch Propheten, die die Zeichen der Zeit verstehen, und Priester, welche die Frömmigkeit vorleben.

Die Aufgaben unsrer Gemeinde an ihrer Umgebung betreffend habe ich dann

an Zinzendorf gelernt, als ich sein christliches Lebensideal darstellte. Er betont nämlich immer wieder, daß die Christen Abbilder des Heilands sein sollen und zwar nicht bloß als Einzelne, sondern vor allem auch als Gemeine; Die Christen sind der einzige Gottesbeweis, der Heiland lebet noch, denn da sind seine Jünger. Er wird bewiesen durch eine Gemeinde, die da lebt. Daher erschien ihm die Gründung von Gemeinden als seine Hauptlebensaufgabe, und sie waren für ihn Morgenröten des Anbruchs des Reiches Gottes.

Und da ist mir nun, weil ich die Entwicklung der Theologie nur mangelhaft verfolgt habe, erst Schritt für Schritt deutlicher geworden, daß derartige Gedanken jetzt ganz unabhängig von der Brüdergemeinde lebendig geworden sind, und zwar vielleicht zuerst durch das Büchlein von Paul Schütz: Warum ich noch ein Christ bin. Hier stellt er nämlich eindrucksvoll dar, daß er, obwohl schon lange Jahre Pastor, erst ein wirklicher Christ geworden ist, indem er unter seinen Bauern Menschen kennenlernte, aus denen das Bild Christi hervorleuchtete. Das entspricht in der Tat den Gedanken Zinzendorfs sehr.

Weiter habe ich viel durch Unterhaltungen mit Plachte gelernt, der ja, aus der Berneuchener Richtung herkommend, Herrnhut unter diesem Blickpunkt gesehen hat. Es habe ihm Eindruck gemacht, weil hier wirkliches Christentum gelebt würde. Mehr über die Berneuchener habe ich dann durch einen Briefwechsel mit Schiewe erfahren, der einen Aufsatz eines Pfarrers dieser Richtung über die christliche Lebensordnung des Pfarrers zu besprechen hatte. Es ging mir daraus hervor, daß sie ein priesterliches Lebensideal erstreben, was dem lutherischen Pfarrerstand bisher stark gefehlt hatte. Und auch Zinzendorf hat ja das liturgische Wesen betont, und zwar für alle Christen, und in diesem Zusammenhang gewinnt ja auch der liturgische Gottesdienst erneut Bedeutung, weil die Anbetung das Wichtigste ist.

Abschließendes über diese Beziehungen wurde mir aber erst durch die Besprechung klar, die Doerne meinem Buch gewidmet hat. Er weist nämlich darin auf die nahe Verwandtschaft der Ideen Zinzendorfs mit den jetzt modernen Bewegungen der Berneuchener und dem christlichen Realismus von Schütz hin und meint daher, es sei also alle Aussicht dafür vorhanden, daß Zinzendorf jetzt wieder wirksam werden könne. Davon hatte ich bei der Abfassung meines Buchs so gut wie nicht gewußt. Um so dankbarer bin ich dafür gewesen, daß es mir ganz ungesucht und nur durch sorgfältige Erfassung der Ideen Zinzendorfs geschenkt worden ist, etwas für die Gegenwart Wichtiges mitzuteilen.

Jedenfalls geht aber aus alledem hervor, daß, wie auch das Schicksal und die künftige Form der Deutschen Brüder-Unität sein möge, wir nie von der Idee abweichen dürfen, daß wir eine lebendige Gemeinde darstellen sollen, damit nicht bloß die Steine schreien, das heißt: der Baustil Herrnhuts auf die Besucher Eindruck mache, sondern das, was sie persönlich erleben. Ein solches Berufungsbewußtsein ist bei aller gebotenen Demut unbedingt notwendig, denn sonst wird man ziellos und kommt sich sinnlos vor, und obendrein wäre es Undankbarkeit gegen unseren Herrn und Ältesten, wenn wir darauf verzichten wollten.

Für die Wirksamkeit unserer Gemeinde erscheint mir aber noch ein Gedanke wichtig. Wenn nämlich Nietzsche einmal von den Christen sagt: Man würde

ihnen glauben, wenn sie erlöster aussähen, so sagt Zinzendorf genau in dem gleichen Sinn: Das hat die praktischen Atheisten in der Welt gemacht, nicht die Streitigkeiten über die Bibel, sondern daß man so viel von den Seligkeiten der Gemeine Gottes geredet hat, aber niemand hat entdecken können, der sie im Besitz gehabt hätte. Warum aber ermahnt er so oft, daß die göttliche Heiterkeit im Angesicht Jesu Christi aus den Christen herausblikken solle? Die Ursache dafür ist noch heute die gleiche. Wir sind in unsrer Gemeine nämlich immer noch Pietisten, denn wir haben ein genaues Gewissen, das sich sehr vor der Sünde hüten will, und das ist berechtigt. Damit ist aber die Gefahr verbunden, daß es skrupelhaft wird und sich mit Kleinigkeiten, ja Einbildung quält. Ein solcher unseliger Christ büßt aber nicht nur seine mittelbare Wirkungskraft ein, sondern nimmt es auch andern genau, und so entsteht ein verhängnisvoller Richtgeist. Ein allgemeines Urteil darüber abzugeben, wie es in diesem Punkt mit uns steht, ist nun selbstverständlich nicht möglich. Erst vor kurzem hat mir jemand gesagt, er habe hier nicht wenig solche erlöste Blicke gesehen. Dagegen kenne ich ein beachtenswertes Urteil eines Bruders, er könne es in der dunklen Luft Herrnhuts kaum aushalten. Und das weist uns ernstlich darauf hin, um ein liches klares Wesen und völliges Genesen im Geiste des Gemüts zu bitten, und das wird uns gegeben, wenn wir völlig in der Gnade leben.

Nun aber zum Schluß. Gerade die Schrecken der Gegenwart weisen uns darauf hin, daß wir das Böse in und um uns unterschätzt haben und darum wohl nicht wenig versäumt haben, Streiter Christi zu werden, die alles daran setzen, es bei sich und andern glaubend, liebend und opfernd zu überwinden. Hat es doch auf der andern Seite der Satan verstanden, ungezählte Menschen zu seinen willenlosen Dienern zu machen. Und so sagt uns jetzt Christus durch das Gericht, das er über die Welt ergehen läßt, wir wollen uns ganz und gar in seinen Dienst stellen. Dabei ist es mir natürlich, wenn ich am Ende meines Lebens stehe, besonders schmerzlich, wenn ich nur noch wenig dazu tun kann, manches frühere Zurückbleiben gut zu machen. Vielleicht aber helfen wenigstens diese Gedanken ein wenig zum Aufbau. Jedenfalls aber sollen sie Dich meines fürbittenden Gedenkens versichern und Dich ermuntern, die Gabe zu erwecken, die uns gegeben wurde und für die wir trotz alles Zurückbleibens zu danken haben, wenn wir auch jetzt nicht wissen können, in welcher Form wir sie werden anwenden dürfen.

Dein Bruder

O. Uttendörfer